№ 25. Erster Jahrgang. 1840.



Volks-Blatt für die Grafschaft Glatz.

Redakteur: **Reymann.** (Glatz, den 20. Juni.) Druck bei **J. Jungfer.**

Gedanken.

Wohin die Menschheit will? — sie will zu Gott
Zu Keinem sonst — sie kann zu Keinem sonst;
Denn in ihr lebt und webt der alte Gott,
Und keiner sonst. Und wie er wandeln will
Und leben — also lebt und wandelt er
Stets wahr und wahrhaft, treu und schön und gut
Sich immer neu entfaltend aus dem Geist,
Dem unerschöpflich reichen, immer jungen,
In seiner alten gleichen Herrlichkeit.
Wo ist von Menschen nun ein solcher Thor,
Der fürchtet zu der Wahrheit zu gelangen?
Zu Gottes Wesen, Macht und Herrlichkeit.
Und wohin immer auch die Wahrheit führe,
Und was und was und was auch Wahrheit sei,
Und was und was und was auch Lüge sei,
Und Täuschung, Weg und Wahn des treuen Strebens —
Was kann der Mensch verlieren, als den Wahn?
Was kann der Mensch gewinnen, als die Wahrheit?
Das wahre Sein, das wahre schöne Leben
Auch wie es immer sei, und wie es scheine —
Es kann, es muß, es wird nur göttlich sein!
Denn Furcht vor Wahrheit ist nur Furcht vor Gott,
Nicht Gottesfurcht! Ihr seid doch nichts als Menschen,
Und gehet alle nur denselben Weg.
Doch ruhig geht den Weg, dann geht ihr sicher,
Dann geht ihr näher. Geht ihn liebevoll!
Und hülfreich! voll Zutrau'n zu einander!
Geht ohne Selbsucht, ohne Mißgunst ihn;
Denn was ein jeder auch verlieren möchte
Zum Schein, indem er geht ins Reich der Wahrheit,
Das hat er nicht verloren — nicht besessen,
Als nur zur Schmach, zum Unrecht seiner Brüder,
Und erst das Rechte werdend und besitzend
Wird er ein göttlicher, ein wahrer Mensch.

Das Haus am Strande.

(Beschluß.)

Die Hunde kamen den Männern mit lautem Gebell entgegen. Agathe hielt die Lampe hoch am Fenster empor, der Lichtstrahl fiel weit bis in die See hinein. Das Mädchen erblickte die Männer und eilte ihnen voll Freude entgegen.

Auf der See war finstre Nacht, ein Sturm tobte dort wild und heftig, wie man ihn seit Menschengedenken nicht erlebt. Ein Schiff mit schwarzen Segeln sauste durch die Wellenberge, die Segel schlugen laut klatschend an die Raaen.

Die See bäumte sich, der Abgrund schien sich zu öffnen, ein riesiges Ungeheuer wälzte sich aus der Tiefe herauf, Seeschlangen schossen auf und fielen über das Unthier her. Ein Urkampf begann. Die See ächzte, der Wind tobte, die Brandung brüllte. Die Seeschlangen ringelten sich in den Abgrund nieder und brachten den Leichnam des vor wenigen Stunden Versenkten aus der Tiefe herauf und warfen ihn auf den Strand. — Die See duldet einen von Gott Gezeichneten nicht auf dem Grund, die Meerungeheuer werfen den Leichnam aus, um dadurch selbst erlöst zu werden.

Als der Todte auf den Sand fiel, brüllte das Unthier des Meeres — die Erde rings erzitterte. — Die Bewohner des Strandhauses fielen auf die Kniee und beteten: Herr, hilf uns! Da ward es plötzlich still — still wie im Grabe. Es war tiefe ruhige Nacht. So blieb es bis am Morgen. Als der alte Struwe früh aus der Thür trat, fand er seine einzige Wiese versandet. Schiffstrümmer lagen weit auf dem Strand umher zerstreut. Mißmuthig ging er mit Winfried dem Meere zu. Plötzlich schrieen Beide auf — vor ihnen im Sande lag die Leiche des gestern Versenkten. Der alte Struwe lachte krampfhaft auf: „Die See selbst will ihn nicht!“ — „„Laßt uns ihn ehrlich begraben,““ sagte Winfried leise. Der Todte lag auf dem Rücken, die weiten, starrgeöffneten Augen stierten die Ankömmlinge an; die Wangen waren nicht bleich, wie die Wangen eines Todten, sondern glühten, als ob sie das Antlitz eines Lebenden zierten, gewährten aber dadurch einen desto düsteren Anblick. Man hob den Todten auf und brachte ihn mit Hilfe der herbeigerufenen Knechte nach dem Hause. Andern Tages begrub man ihn auf dem Kirchhof des nächsten Dorfes. Der alte Struwe und Winfried hatten dem Todten die letzte Ehre erwiesen. Ein leichter Hügel erhob sich und bezeichnete die Stelle, wo ein Verblichener zum ewigen Schlafe ward hinabgesenkt.

So schien denn nun die alte Ruhe wieder eingekehrt zu sein in dem Strandhause; das Treiben der Menschen blieb fern, nur die See sandte ihre Grüße wie ehedem im Sturm herüber. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt.

Als der alte Strandwächter nach ein paar Tagen vom Strande zurückkehrte, fand er seine biedere Hausfrau krank im Bette. Agathe saß traurig bei der Mutter. Die Krankheit hatte sich von Stunde zu Stunde verschlimmert. Schnell ward ein stärkender Trank bereitet, worauf bald ein wohlthätiger Schlummer erfolgte. Der alte Struwe hatte sich zur Ruhe begeben; Agathe wachte bei der Mutter. Mitternacht war nahe; leise fielen dem Mädchen die Augen zu. Da schlugen die Hunde an, ein Zugwind fuhr rasselnd durch die Blätter des kleinen Nußbaumes. Agathe starrte erschreckt auf. Die Kranke schlief sanft.

Alles ward still; stiller wie zuvor. Eine Spinne ließ sich von der Decke des Zimmers herab — und schwang sich schnell wieder in die Höhe; der lange Schatten der dünnen, zuckenden Beine zitterte auf der weißen Decke. Alles blieb still; fester fielen dem Mädchen die Augen zu; da war's, als ob eine grabeskalte Hand ihre Stirn berührte, ein eisiger Zugwind umhauchte die Wangen. Sie zitterte, sie fuhr erschreckt mit der Hand nach der Stirn; da stöhnte die Kranke; Agathe blickte nach dem Bette — sie wollte schreien; kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn; sie wollte fliehen — es war nicht möglich; auf dem Bette der Kranken saß Rudolph, der Begrabene. Agathe konnte keine Muskel bewegen. Lauter stöhnte die Kranke; die Gestalt blickte starr auf die Leidende, die Augen schienen tödten zu wollen, so unbeweglich starrten sie; da schlug die Kranke die Augen auf, sie mußte die Gestalt auf ihrem Bette bemerken, sie schlug erschreckt mit den Händen um sich — ein Ton, der letzte Laut eines Sterbenden schien ihrem Herzen zu entschweben. — Agathe stürzte mit dem Ausruf: „Hilf, Herr Jesu!“ — auf die Knie. Da erhob sich die Gestalt — und schwebte langsam zur Thür hinaus, in der Thür noch einmal den Blick auf die Kranke lange werfend. Die Wangen der Gestalt schienen mit jedem Hinblicke auf die Kranke an Röthe zuzunehmen, bis sie zuletzt in voller Blutfarbe wiederstrahlten. — Agathe lag auf den Knieen und betete — der Vater fand sie am Morgen auf dem Boden umgesunken liegend — die Gattin aber fand er todt.

Agathe konnte es nicht lassen, ihre nächtliche Erscheinung, nachdem der erste Schmerz vorüber war, dem Winfried mitzutheilen. Es that dem Mädchen so wohl, jetzt einen Freund zu haben; innige Zuneigung fühlte sie zu dem Jünglinge. Eine männliche Hilfe that ihr so noth. Alle düstere Gebilde der Sagenwelt bekamen Leben. Winfried hörte gespannt auf die Rede des Mädchens, er schien ihr die Worte vom Munde zu lesen. Endlich, als sie geendet, stand

er muthig auf, erfaßte die Hand des geliebten Mädchens, und sagte mit Festigkeit: „Agathe, hier muß Hilfe werden, noch heute Nacht, sonst sterben Alle — Alle, die eine Familie bilden; dein Vater ist auch seit heute krank. Der Abend bricht herein, — Gott steh uns gnädig bei. Leb' wohl, ich kehre bald zurück."

Agathe sah dem Jüngling in die treuen, blauen Augen, und sagte dann mit einem Ton, in dem Schmerz und Liebe sich einigte: „„Winfried, sage mir, wohin gehst du?"" — „Du weißt es — wenn du ahnst, was der Ermordete ist." — „„Ich ahne es."" — „So laß mich ziehn." — „„Geh mit Gott."" Mit den letzten Worten drückte sie den Jüngling schnell an sich — küßte ihn — und eilte ins Haus.

Winfried schaute freudestrahlend der Entschwundenen nach, dann schritt er schnell über die Moorfelder hin. — Bald brach die Nacht herein. Der Mond ging auf; heftiger schritt er daher. Der Wind strich über die kahle Fläche fort, kein Baum, kein Strauch war zu erblicken. Unabsehbar öde lag die Gegend da. Mitternacht war nahe. — Winfried stand am Kirchhof; dieser lag einsam, entfernt vom nächsten Dorfe. Der grünbemooste Zaun war an vielen Stellen eingesunken, oder der Wind hatte ihn zerstört. Kein Baum war dort. Die Gräber waren mit rothbraunem kurzen Grase bedeckt, hin und wieder stand ein einfaches, schwarzes Kreuz. In der Ecke des Kirchhofes war ein frisches Grab. — Der Wind hatte den Hügel, aus losem Sande bestehend, fast wieder geebnet, man konnte kaum ein Grab entdecken. Eine Bretterhütte zur Aufbewahrung von Spaten, Seilen und Leitern war am Zaun; dorthin wandte sich Winfried, holte einen Spaten, und begann dann mit Hast und Eifer das neue Grab wieder aufzuschaufeln. Leicht war der Sand, das Grab nicht tief; bald klang es dumpf auf dem Sarge, — noch kurze Zeit — und entblößt von allem Schutte stand der Sarg. Winfried faltete die Hände und betete — und öffnete den Sarg. Da lag der Todte, der Mond schien grell herab; der Wind fuhr kalt über das Feld; ein Nachtvogel schwirrte durch die Luft. Da war's, als ob der Todte die Augen öffnete. Roth wie im Leben waren die Wangen. „Hilf, Herr!" rief Winfried, nahm den Spaten, und hieb dem Todten den Kopf ab. Laut verhallend dröhnte der Schlag. Winfried beugte sich herab. Aus den geöffneten Adern des Todten quoll Blut heraus; schnell fing er dasselbe in einer Muschel auf, legte den abgehauenen Kopf dem Todten zu Füßen — und warf den Deckel auf den Sarg. — Flüchtig bedeckte er den Sarg, und eilte, wie von Furien gejagt, von dannen.

Bald erblickte er das Licht des Strandhauses. Keuchend kam er an. Der alte Strandwächter krümmte sich unter Schmerzen auf dem Lager; Agathe stand weinend ihm zur Seite. „Trinkt, Vater, trinkt," rief der Eintretende und reichte dem Alten die mit Blut gefüllte Muschel. — „Ihr werdet wieder gesund!" Der Alte warf einen langen, fragenden Blick auf den Jüngling, dann setzte er langsam die Muschel an die Lippen — und trank. „Hilf, Herr Jesu," sagte er, und reichte dem Jüngling die Muschel. Agathe schauderte! — Winfried warf die leere Schale dann von sich und reichte Beiden die Hände. „Der Trunk wird helfen, gewiß," rief er, „nun werden wir wieder froher werden!" „„Wir werden es,"" sagte der Alte. Die rothen blutigen Wangen des Ertrunkenen haben es wohl gesagt. Wir sind erlöst. Winfried sprich, der Ertrunkene war?""

Der Angeredete zögerte eine Zeitlang mit der Antwort; endlich sagte er, scheu sich umblickend: „ein Blutsauger*)".

Winfried und Agathe wurden bald ein glückliches Paar. Der alte Strandwächter lebte noch viele Jahre, er wiegte Enkel auf seinen Knieen, und erzählte ihnen die eben gehörten Begebenheiten.

Von Carlo jedoch hat man nie wieder etwas Bestimmtes vernommen; er soll auf einer Reise nach Westindien seinen Tod gefunden haben.

Blumen

auf das Grab meines verklärten Freundes Reinhard Gube! getödtet durch den Blitz am 11. Juni 1840.

So bist Theurer Du dahin geschieden,
Eingegangen in ein höh'res Licht,
Wo der Erde Trauer=Klage schweiget,
Wo der Engel vor dem Thron sich beuget,
Wo des Irrthums frevelnd Dunkel bricht!

Früh zwar brach des Lebens heit're Blume
Ab der Tod, mit allgewalt'ger Hand.
Doch, was hier uns dunkel auch erscheinet,
Zeigst, Du dort uns ewig treu vereinet
Selbst in Deiner Gottheit hehrem Glanz!

*) Der Glaube an Blutsauger findet sich noch jetzt bei den Strandbewohnern der Ostsee, und es kommen noch Scenen, wie die oben beschriebene, vor.

Wohl! Du warest dieser armen Erde
Dargeliehen nur auf kurze Zeit:
Werde wieder denn aus Staub zu Staube!
Tröstend stärket uns der feste Glaube
Jenseits nur ist wahre Seligkeit.

Sieh Verklärter! denn aus höhern Sphären
Oft auf uns Verlassene zurück,
Wenn aus diesem bunten Weltgedränge,
Durch der Leiden zahllos große Menge
Himmelwärts sich hebt der trübe Blick.

Schlumm're sanft im kühlen Mutterschooße,
Bis der Herr Dich einstens wieder ruft!
Dich, zu treuer Tugend reichem Lohne —
Schmücket mit des Himmels Strahlenkrone —
Dich verklärt führt aus der Erde Gruft!

Ertelt.

Miscellen.

Paganinis Tod. Die „Gazzetta di Genova" vom 30. Mai meldet. In diesem Augenblicke erhalten wir die betrübende Nachricht, daß unser Landsmann, der berühmte Violinvirtuose, Professor Paganini, Mittwoch den 27. dieses um 5 Uhr Abends, zu Nizza, wo er seit einiger Zeit in der Hoffnung verweilte, das dortige milde Klima würde seiner zerrüteten Gesundheit abhelfen, mit Tode abgegangen ist.

Wir waren lange gewohnt, Großes und Ausgezeichnetes nur als den Weltstädten an der Seine und Temse, oder als dem kunstgetränkten Boden Italiens angehörend zu betrachten. Die Gegenwart aber bringt uns mehr und mehr von dieser Angewöhnung ab. Sie überzeugt uns, namentlich in Bezug auf Musik, immer schlagender, daß Deutschland es eigentlich ist, das der ruhmredigen Fremde die gepriesensten und bewundertsten Koryphäen schenkt. Sie schmeichelt unserm Selbstgefühl, und hebt es nicht wenig durch die Thatsache, daß die eminentesten, der lebenden Künstler, die am Virtuosenhimmel mit unvergänglichem Glanz, als Sterne der ersten Größe prangen, Deutsche sind. Mozart, Beethoven, Hayden, Gluck, Händel, die Fürsten der Tonwelt, waren Deutsche; Weber, Mayerbeer, Mendelssohn, Thalberg, Liszt, sind es nicht minder. Auch Ernst gehört dem germanischen Boden an, und wahrlich, er reiht sich würdig den rühmenswerthesten Erscheinungen im Land der Treue und der Eichen an.

Ernst ist ein Phänomen im Gebiete der ausübenden Tonkunst, der wunderbaren Blüthe einer Aloe gleich, von der die Sage geht, daß sie nur von hundert zu hundert Jahren dem entzückten Blumenfreunde sich aufthut. Nicht die unbedachte Redseligkeit eines Enthusiasten zwingt mir dieses Gleichniß ab. Es ist die innerste Ueberzeugung, die nichts niederschreiben heißt. Es erscheint mir so wenig autrirt, so treffend, bezeichnend und wahr, wie ein Bild des besten Dichters. Wer Ernst einmal gehört hat, wird mir unbedingt beistimmen.

Ich könnte Ernst recht wohl eine vergüngte Auflage von Paganini nennen. Ich könnte Parallelen zwischen beiden ziehen, und ein Langes und Breites über ihr Kunstwirken, ihre ungeheure, künstlerische Bedeutenheit sagen. Ich könnte, indem ich von Ernst sprechen will, Ole Bulls, Lipinskys, Beriots, Prumes und andere gedenken, — doch sei dies ferne von mir. Vergleichen und wieder Vergleichen, darin besteht die stereotype Force des ganzen Heeres unserer Beurtheiler, Referenten und Recensenten. Sie können keinen Adler sehen, ohne eines Falken zu gedenken, laviren dann vergleichend fort und fort und hin und her, bis sie mit vielen Worten, zwar viele Spalten gefüllt, eigentlich aber gar nichts, oder doch nur sehr wenig gesagt haben.

Was Ernst meines Erachtens nach, zu einer so schwindelnden Höhe der Virtuosität emporhebt, was an ihm Staunen macht und zu den rauschendsten Beifallsbezeigungen unwillkührlich hinreißt, das ist der enge Verband der ausgebildetsten Technik mit der innigsten Gefühlswärme. Es ist der glänzende Sieg über materielle Schwierigkeiten, die für Ernst gar nicht zu bestehen scheinen, vereint mit einem Vortrag so ergreifend und seelenvoll, so in das Innerste des Hörers hinein lebend, wie er gegenwärtig wohl nirgend weiter zu finden ist.

Wer fühlte sich wohl geneigt, dieser Behauptung zu wiedersprechen? Wer hätte dem Spiele Ernsts gelauscht, die Töne vernommen, die er in süßer Harmonienfülle mit leicht bewegtem Bogen aus den Saiten seiner Violine hervorzaubert, und möchte sich nicht zu einem gleichen oder wenigstens sehr ähnlichen Urtheil über das, was den Künstler so recht eigentlich charakterisirt, bekennen?

(Beschluß folgt.)

Räthsel.

Die ersten Zwei.
Uns, bist Du in träger Ruh
Ruft Dir der Lateiner zu.
Die Dritte.
Als Bedingung der Lateiner
Bin dem Welschen ich nicht neu,
Er bedient sehr oft sich meiner
Stimmt er einer Meinung bei.
Die Vierte.
Ein gar eckelhaftes Thier,
Deute ich im Deutschen Dir.
Im Latein doch hören Herrn,
So wie Damen mich recht gern.
Das Ganze.
Fürst bin ich, nicht unbekannt —
Sparta ist mein Vaterland.

Auflösung des Räthsels in Nro. 24.:
„Glaube, Laube, Laub, Lau."

Hiezu eine Beilage.